

Zeitschrift: Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde
Band: 43 (1953)

Artikel: Die Neuaufstellung des Schweizerischen Museums für Volkskunde in Basel
Autor: Wildhaber, Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1004640>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Museum für Volkskunde.

Wie schon erwähnt wurde, hat E. Hoffmann-Krayer die volkskundlichen Sammlungen im Jahre 1904 gegründet. Er hat der Abteilung von allem Anfang an ihre weiten Ziele gesteckt und sie unermüdlich bis zu seinem Tode gefördert. Das heutige Museum ist untrennbar mit seinem Namen verbunden. Voll Dankbarkeit seien aber auch seine beiden Schüler H. Bächtold-Stäubli und P. Geiger erwähnt, die das Werk ihres Lehrers weiterführten, und die ihrerseits wieder in R. Iselin und R. Wildhaber ebenso unermüdliche Nachfolger fanden. Dazu kommt die grosse Zahl der Freunde und Gönner, die nach Kräften zur Vermehrung und zur Sichtung der Sammlungen beisteuerten. Dank gebührt ihnen allen, auch wenn nur drei von ihnen besonders erwähnt werden sollen: L. Rütimeyer, dessen Forschungen über die Urethnographie der Schweiz so wertvolles Material für unser Museum abgeworfen haben, K. Meuli, dessen Initiative dazu geführt hat, dass man sich in Basel mit der Idee eines Schweizerischen Museums befreundete, und F. Speiser, der in der Museumskommission und bei den Behörden unermüdlich für diesen Plan eintrat und ihm zur Anerkennung verhalf. Das Werk dieser Männer und die ebenso grossartige wie uneigennützigte Hilfe von privater und staatlicher Seite verpflichten. Möge dieser Geist der Zusammenarbeit erhalten bleiben, damit unser Museum bald in seinem vollen Umfange entstehen kann, als Zierde unserer Stadt und zu Nutz und Frommen unseres Landes.

Die Neuaufstellung des Schweizerischen Museums für Volkskunde in Basel

Von *Robert Wildhaber*, Basel

Allgemeine Bemerkungen

Wer je die Aufstellung der «Abteilung Europa» im obersten Stockwerk des Museums für Völkerkunde gesehen hat, weiss, wie arg die Raum- und Ausstellungsverhältnisse dort waren, und wie versucht worden war, trotzdem einen möglichst reichhaltigen Überblick über die Bestände der Abteilung zu geben. Es ergaben sich daraus leider die Nachteile, dass das einzelne Stück – und mochte es auch noch so schön gewesen sein – erdrückt wurde von der Vielzahl, und dass weiterhin eine geordnete und klare Darstellung beim besten Willen einfach nicht mehr möglich war. Man nahm diese Übelstände gerne in Kauf, solange keine andere Ausstellungsmöglichkeit vorhanden war. Aber man musste sich im klaren sein, dass man noch weit entfernt war von einem wirklich repräsentativen Schweizerischen Museum für Volkskunde.

Durch den Umbau des Hauses an der Augustinergasse 6 haben die Basler Behörden den ersten grosszügigen Schritt in der Richtung auf dieses erstrebenswerte Ziel getan. Wir sind ihnen dafür recht herzlich dankbar. Der Architekt, Herr Paul Artaria, hatte keine leichte Aufgabe, doch hat er sie in ausstellungstechnisch vorzüglicher Weise gelöst; er war auch jederzeit bestrebt, den Wünschen des Museums bereitwillig Rechnung zu tragen, wo immer es anging. So ist ein Gemeinschaftswerk entstanden, das – wie wir zu hoffen wagen – Basel zur Ehre gereicht und damit vielleicht auch bei den Behörden den Wunsch nach einer Vollendung des Planes weckt, sofern und sobald es die Verhältnisse erlauben.

Ein volkskundliches Museum muss bei einer Ausstellung Wege beschreiten, die ihm gemäss sind. Es kann nicht einzelne erlesene Stücke herausuchen und diese losgelöst vom ganzen Arbeitsvorgang oder Brauchtums-komplex zeigen. Ein historisches Museum, vielleicht auch ein Kunstmuseum, könnte sich eher auf eine derartige Darstellungsweise einlassen, wenngleichauch bei ihnen selbstverständlich kulturelle oder schul- und stilmässige Zusammenhänge aufgewiesen werden sollen. Das Heimatmuseum will und muss sogar Besonderheiten seiner Gegend zeigen; es darf auch gelegentlich Konzessionen machen und leicht «romantisieren», d.h. das berühmte «Lokalkolorit» mit Mitteln zu erreichen suchen, die an der Grenze des wissenschaftlich Tragbaren stehen oder sie vielleicht sogar leicht unterschreiten. Ein aufmerksamer Besucher wird beinahe in jedem Museum solche Objekte oder Zusammenstellungen finden, welche die verantwortlichen Aufsteller aus irgendwelchen Gründen belassen wollten oder mussten. Ich fürchte, auch unsere Neuaufrstellung ist nicht ganz frei davon.

Die Frage, was in den drei Stockwerken mit den drei grossen Sälen zur Ausstellung gelangen sollte, konnte nur mit gewissen schmerzlichen und einschneidenden Härten gelöst werden, wenn dafür andererseits das gezeigte Gut ein eindruckliches Ganzes werden sollte. Wir mussten deshalb auf vieles Schöne mit grossem Bedauern verzichten: Wir mussten unsere prächtige Keramik-Sammlung magazinieren, ebenfalls die hochinteressanten Gegenstände aus der Volksreligion, die wertvollen Judaica, die reizenden Darstellungen der volkstümlichen Bildwerke, die in ihrer primitiven Einfachheit und Stilsicherheit so wirkungsstarken Holzschnitzereien, die Geräte aus Haus und Küche, Jagd, Fischfang und Transport und eine Reihe weiterer Äusserungen des bäuerlichen Denk- und Betätigungskreises. Wir haben aus ganz bestimmten Überlegungen heraus drei Gebiete ausgewählt, die wir dafür so umfassend zeigen wollten, als es unsere Bestände, mehr aber noch der vorhandene Raum erlaubten. Wenn wir der Bezeichnung eines Schweizerischen Museums für Volkskunde gerecht werden wollten, mussten wir ein Gebiet zeigen, das für uns und für das Ausland als typisch, bodenständig, als «urchig» gilt. Aus diesem Grunde wählten wir die Milch- und

Alpwirtschaft, wobei wir uns ganz auf die Schweiz beschränkten. Wir mussten aus Raumgründen darauf verzichten, verlockende Zusammenhänge mit anderen europäischen Alpwirtschafts-Landschaften darzustellen. Dafür konnten wir mit einer aus allen Landesteilen genügend dokumentierten und doch nicht erdrückenden Anzahl von Objekten die schweizerische Milchwirtschaft zeigen, wie sie vor noch nicht allzu langer Zeit wirklich war und in entlegenen Gebieten auch heute noch ist. Allerdings wird auch auf diesem Gebiet eine umwälzende Modernisierung und Rationalisierung nicht mehr lange auf sich warten lassen. Der Schreibende weiss aus genügend eigener Erfahrung in mehreren Schweizerkantonen, die er gut kennt, wie schwer es oft hält, solche verschwindenden und bereits verschwundenen Geräte noch aufzustöbern.

Das zweite Gebiet, das billigerweise auf die Stadt Basel Rücksicht nimmt und auch einer besonders gepflegten Seite in unserem ganzen Museum entspricht, war die Darstellung der textilen Techniken und Geräte. Da es hier um Arbeitsvorgänge ging, um die Frühzeit der Technik, die noch nicht maschinell entwickelt ist, dafür in ihrer Art einen erstaunlichen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, brauchten wir uns nicht auf die Schweiz zu beschränken. Wir stellen deshalb auf diesem Stockwerk Objekte aus ganz Europa aus, die bezeichnend sind für die Arbeitsvorgänge. Neben einer höchst instruktiven Übersicht über die verschiedenen Techniken und die eigentlichen Geräte gelangen als «Fertigprodukte» noch Trachtenstücke zur Darstellung. Für diese ausgesucht schönen Stücke haben wir unseren schönsten Raum gewählt, der mit seiner kostbaren Stukkaturdecke der ehemalige Festsalon des Rollerhofes war. Mit diesem Ausstellungszweig hoffen wir mehrfach geäusserten Wünschen von Seiten der Basler Textilindustrie, des Gewerbes und der Zünfte entsprochen zu haben. Wir sind uns durchaus klar, dass man auch hier viel weiter hätte gehen können, aber einerseits wollten wir nicht ermüdende Vielheit zur Schau stellen, und auf der anderen Seite mussten wir uns bewusst bleiben, dass wir ein «volkskundliches» Museum sind und mit dem gezeigten Gut bereits bedenklich nahe an das «Kunstgewerbliche» gingen.

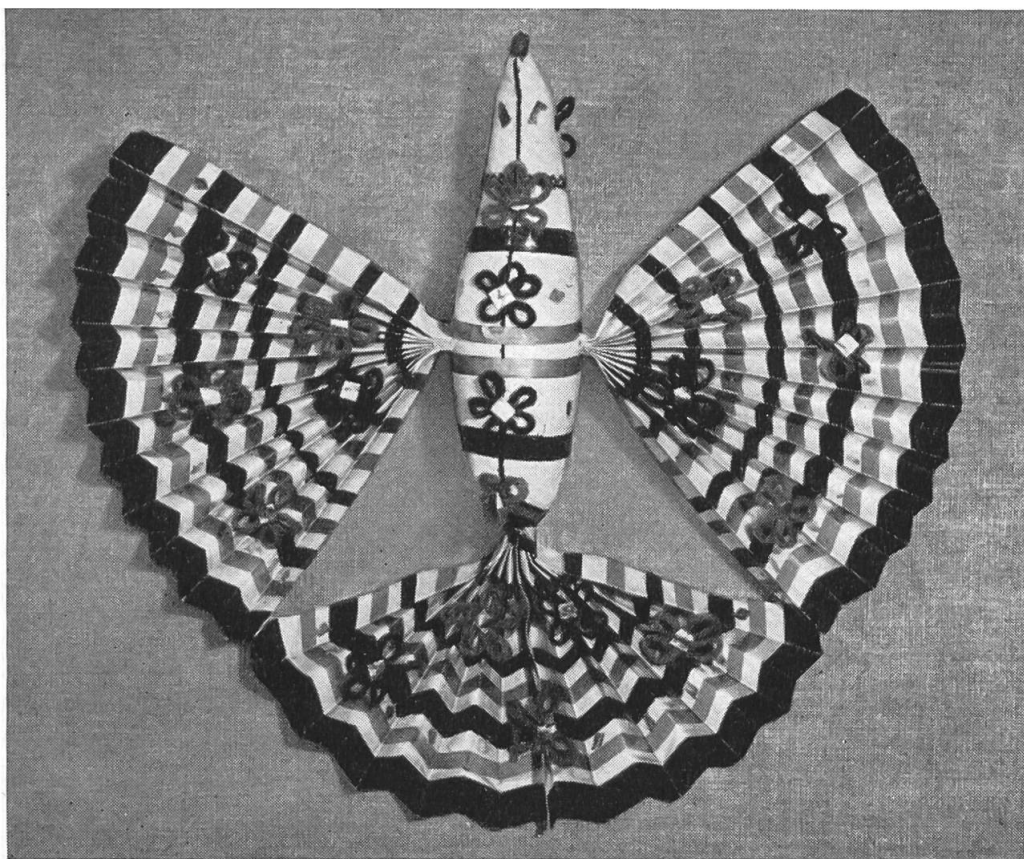
Wir durften aber auch unser schweizerisches Brauchtum nicht vernachlässigen. Und was lag hier näher, als unsere einzigartig schöne und reiche Sammlung von Gesichtsmasken und ganzen Maskenkostümen einmal möglichst grosszügig dem Beschauer vorzuführen. Wenn uns dies einigermaßen gelungen sein sollte, so ist es nicht zuletzt das Verdienst des Architekten, Herrn P. Artaria. Um den Eindruck weitgehend einheitlich zu belassen, haben wir nur in Seitenvitrinen weitere Belege zum Fastnachtsbrauchtum gezeigt und haben daneben noch das Brauchtum am Niklaustag, an Weihnachten und Neujahr und weiter zur Fastenzeit, am Palmsonntag und an Ostern einigermaßen veranschaulicht. Wir haben hier die Gebäcke beson-

ders stark berücksichtigt. Auch dieser ganze Saal beschränkt sich völlig auf schweizerisches Brauchtum. Gerade bei der Darstellung der Masken und Maskenkostüme sind wir uns noch mancher Lücken bewusst; und wenn freundliche Besucher uns bei der Vervollständigung helfen möchten durch Hinweise auf das Vorhandensein von Gegenständen oder gar durch Überlassen und Abtreten von solchen, so wären wir ihnen recht herzlich dankbar dafür.

Wir möchten grundsätzlich zur Ausstellungsweise noch hervorheben, dass wir ganz bewusst bei jedem Gegenstand möglichst genau den Herkunftsort bezeichnet haben, soweit er uns sicher bekannt war; wer die Vielfalt der schweizerischen Verhältnisse kennt, wird das zu schätzen wissen. Um Nachfragen zu erleichtern, haben wir überall die Inventarnummer beigefügt. Wo uns der ortsübliche Dialektname mit einiger Bestimmtheit auf unseren Kartothekkarten angegeben zu sein schien, haben wir ihn aufgeführt, da auch er ein Abbild schweizerischer Mannigfaltigkeit ist. Hingegen haben wir mit voller Überlegung auf etwas verzichtet, was heute in vielen Museen zur Orientierung der Besucher verwendet wird: auf eine kartenmässige Darstellung des Geltungsbereiches eines Gegenstandes oder eines Brauches. Wir müssen gestehen, dass wir diese Darstellungsweise für durchaus berechtigt halten dort, wo genügend Unterlagen vorliegen und wo es sich um weiträumige Gegenden handelt; aber bei uns in der Schweiz mit der Aufsplitterung in viele Talschaften, bei unseren zahlreichen Grenzlinien irgendwelcher Art müssten die Unterlagen viel genauer vorliegen, um wissenschaftlich einwandfreie Karten mit gutem Gewissen zu erlauben. Übrigens wird der Atlas der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde in mancher Hinsicht hier Lücken ausfüllen können.

Das Schweizerische Landesmuseum in Zürich und das Historische Museum in Basel haben uns in freundlicher Weise Deposita zur Verfügung gestellt, die nicht in ihren Sammlungsbereich gehören. Sie stammen meist aus der Zeit, als unsere Abteilung Europa noch nicht bestand. Wir möchten diesen beiden Museen für die lebenswürdige Mithilfe recht herzlich danken.

Um einigermaßen Ersatz zu bieten für Gegenstände, die vorläufig magaziniert bleiben müssen, haben wir im Erdgeschoss einen kleinen Raum für Wechselausstellungen reservieren können. Die erste Ausstellung, die wir bei der Eröffnung zeigen, bringt Gegenstände und Brauchtum zu Geburt, Taufe und Erziehung des Kleinkindes. Zum grossen Teil gehören die gezeigten Objekte der Schweiz an, doch finden sich auch einzelne Stücke aus anderen Ländern Europas. Wir werden in den beiden folgenden Wechselausstellungen die Trilogie des menschlichen Lebenslaufes weiter und zu Ende führen und dann andere Gebiete zeigen können, um so unsere Bestände nicht brachliegen lassen zu müssen, bis wir sie dann einmal in ihrer Gesamtheit ausbreiten dürfen.



Aus der jetzigen Wechselausstellung: der «Kindsvogel»; er wurde früher über die Kinderwiege gehängt. Nesslau (Toggenburg; Kt. St. Gallen). VI 19931.

Führer durch die Ausstellung

Parterre: Hirtenkultur der Schweiz

Milchgewinnung

Das Erdgeschoss zeigt die Geräte der Milchwirtschaft in ihrem Verwendungsablauf; sie sind meist aus Holz, nur selten aus Metall (kupferne Aufrahmgefässe aus dem Kanton Tessin), abgesehen von den modernen Blechgeschirren. Zunächst sehen wir die Melkeimer, die häufig zugleich als Milchsammeleimer dienen; auch als Traggefässe für die Milch finden sie Verwendung. Die runden Eimer sind vorwiegend ostschweizerisch; sie haben im allgemeinen einen Traghenkel (der in einem Beispiel auf eine interessante Art innen angebracht ist, mit einer Astbindung). Die länglich-ovalen oder abgerundet dreieckigen Formen, die «Melkter», sind eher im Kanton Bern, in der Innerschweiz und der Westschweiz zu Hause. Sie können eine oder bei den dreieckigen Formen zwei Griffdauben haben. Das Bündnerland weist auch stark verdickte Ausgussdauben auf. Die Holzformen werden



Photo: M. Netter, Basel

Blick in das Parterre mit Geräten der Milchwirtschaft.

auch auf dem Lande häufig schon durch den Blecheimer verdrängt (im Prätigau habe ich ihn bereits in abgelegenen Orten gesehen). Einen besonderen Hinweis verdienen die drei hervorragend schön gearbeiteten Stücke aus dem Kanton Bern, die aus dem 18. Jahrhundert stammen.

Es folgen die Melkstühle in verschiedenen Formabwandlungen: Fuss und Sitz aus einem Stück roh geschnitzt; Fuss und Sitz ineinandergefügt, oft mit Zierschnitzereien versehen. Ein Beispiel weist um den Fuss herum den Fettbehälter, das Salbgefäß auf, in welchem sich die Salbe zum Einschmieren der Zitzen befindet. Es schliessen sich drei- und vierfüssige Bänklein an aus den Kantonen Wallis und Baselland. Früher wurde die Milch mit einem Meßstecken gemessen oder auf einer Schnellwaage aus Holz gewogen (Berner Oberland); das Milchquantum wurde jedem Alpgenossen gutgeschrieben. Zum Sieben der Milch kamen und kommen immer noch sehr altertümliche Einrichtungen vor: der Seihtrichter, in dessen Trichterloch ein Filter steckt, der sog. Volle-Schaub, der bestehen kann aus Bärlapp, Gräsern, Stroh, Bast, Wurzelfasern und Tannenreisig; immer häufiger wird aber ein Seihtuch benutzt. Für den Seiher finden sich zwei Haupttypen: die runde Holzschüssel, die mit der Unterlage aus einem Stück gearbeitet sein kann oder allein ohne das Unterlagebrett; behelfsmässig findet sich auch ein kleiner Handeimer mit einem Trichterloch versehen. Oder dann haben wir die moderne, spitz auslaufende Trichterform, aus Rinde (zu-

Milcheimer,
beschnitzt und bemalt;
1749. Kt. Bern.
LM 6226.



gleich als Betruf-Volle verwendet; wenigstens war das früher der Fall: heute mag es leider hie und da «fremdenindustriemässig» geschehen), aus Holzdauben und schliesslich als moderner Blechtrichter.

Vor der Verarbeitung wird die Milch in den Aufrahmgefässen kühl gelagert; diese heissen auch Satten, Gebsen, Mutten, Näpfe. Es können grosse und kleine Holzschüsseln aus einem Stück sein (Toggenburg und mit ihm – wie auch sonst häufig – das Appenzellerland); die Gefässe können aus Holzdauben zusammengefügt werden, wobei gelegentlich zwei verschiedenfarbige Hölzer einander folgen; es können endlich auch kupferne Gefässe sein. Um die Milch vor Verunreinigung zu schützen, deckte man sie im Lötschental mit einem geflochtenen Holzdeckel. Zum Schöpfen der Milch und der Schotte – auch zum Trinken auf der Alp – und zum Entrahmen benützt man Holzlöffel, Schöpflöffel, Rahm- oder Nidelkellen. Der Molkenlöffel oder Gon ist gewöhnlich rund und eher tief, während der eigentliche Rahmlöffel meist oval ist, vorne flach, um gut abrahmen zu können, und hinten mit einem ziemlich hohen Rand versehen. Eine besondere Art von Löffeln stellen die solothurnischen Messlöffel aus Holz und Messing mit einem Stiel an der tiefsten Stelle der Halbkugel dar. Der Rahm kann in besonderen Nideleimern

aufbewahrt werden, die gewöhnlich mit den Melk- und Milcheimern zusammenfallen. Wo man auf der Alp den Nidel schwingt, benutzt man einen sauberen Astbesen dazu. Wo die Milch nicht an Ort und Stelle weiterverarbeitet wird, muss sie in Traggefässen, in Brenten und Tansen, an den Bestimmungsort gebracht werden. Das können Handbrenten sein mit gut passendem Holzdeckel; es können Rückentraggeräte sein für Knaben und Erwachsene. Die Formen variieren nach Landschaften.

Käsebereitung

Zur Käsebereitung wird die Milch zunächst im grossen «Käskessi» erhitzt. Dieser Kupferkessel hängt an einem Drehbalken, dem Turner. Das Rühren der Milch geschieht mittelst eines Käsbrechers, eines Quirls. Wenn die Milch lauwarm geworden ist, wird sie zur Scheidung gebracht durch Zusatz von Lab. Früher wurde das Lab häufig aus dem Magen von jungen Kälbern gewonnen, doch ist diese Methode heute schon meist durch künstliches Labpulver ersetzt. Gelegentlich wurde das Lab in besonderen kleinen Kübelchen, den «Labkübeli», aufbewahrt. Die geronnene Masse muss zerteilt werden; das kann von Hand, mit Rahmkellen oder dann mit dem Holzsäbel oder Käsemesser geschehen. Der etwas erkaltete «Käsebruch» wird nun neuerdings mit dem Kessel über das Feuer gedreht und unter beständigem Umrühren erwärmt. Es scheiden sich nun die Käsemasse und die Käsemilch, die Sirte. Nachdem die Käsemasse noch etwas zusammengeknetet worden ist, wird sie mit Hilfe eines Käsetuches sorgfältig herausgenommen und in Formgefässe gebracht. Diese weisen einen recht verschiedenartigen Bestand auf; entweder sind es Schüsseln und Näpfe, Fätteren oder Vätteren, oder mehr oder weniger viereckige Kistchen, oder endlich kreisrunde Formreife, die aus einem festen Stück bestehen können oder dann zum Zusammenziehen dehnbar eingerichtet sind; diese letzteren bezeichnet man als Järb. Die Fätteren sind in den älteren Formen aus einem Stück geschnitzt; häufig haben sie irgendeine Zeichnung auf dem Boden, vielfach ein Kreuz (Brot und Käse nehmen auch in unseren Alpsagen eine ehrfürchtig herausgehobene Stellung ein). Es können mit Dauben und Reif zusammengefügte Gefässe sein; wir haben auch einen dreifüssigen Tonnapf aus dem Baselbiet. Kleine Formgefässe werden oft auf eine schüsselähnliche Unterlage gestellt, die in der Mitte einen turmähnlichen Aufbau hat, auf dem das Formgefäss steht; die Käsemilch tropft aus den Löchern in die Holzschüssel darunter. Die Masse wird beschwert mit einem oder mehreren Brettchen, auch mit einem Stein. Der Formreif wird zwischen zwei Bretter oder auf einen «Käsetisch» gelegt. Das Unterlagebrett hat eine Ablaufrinne für die Käsemilch, die Schotte, die in einem Trog oder einem Eimer gesammelt wird; meist verwendet man sie als Schweinefutter. Diese Formgefässe dienen gleichermassen für Fett- und Magerkäse und für Zieger. Sie können

ganz verschiedene Grössen haben, vom kleinsten Geisskäslein bis zum mächtigen runden Käselaiib. Besondere Erwähnung verdient die reizvolle Zusammenstellung des Käsegeschirrs aus Appenzell, wo auf einem Unterlagegestell, «Till», die Formreife, «Werb», stehen, mit dem kunstvoll geschnitzten Käsehölzchen, welches das Herauslaufen der Schotte erleichtern soll, und dem angehängten Tropfeimerchen. Der Käse wird hier nicht gepresst, sondern nur im Reif gewendet. Nachdem ein Käse ungefähr einen Tag lang in der Form, unter Druck, geblieben ist, ist er vorläufig fertig; er wird zur weiteren Pflege, zum Salzen, in den Käsekeller gebracht.

Die im Käsekessel zurückgebliebene Sirte wird nun noch weiter behandelt. Man lässt sie zunächst sieden; dann wird sie zum Scheiden gebracht durch Zusatz von Milchessig oder Sauermolken. Der Behälter dafür («Trankbrunggell» in Unterwalden) ist eine hohe Holzkufe, die unten einen Ausflusszapfen hat. Es scheiden sich diesmal die weisslichen Ziegerteilchen von einer zurückbleibenden grünlichen Flüssigkeit, der Molke (gelegentlich auch als Schotte bezeichnet), die als Schweinefutter Verwendung findet. Der Zieger wird mit einer durchlochten Siebkelle, der Ziegerkelle, ausgeschöpft und in Formgefässe gebracht. Manchmal wird er auch während der ganzen Alpzeit in einem grossen Sammelgefäss, das aus Tannenrinde gefertigt sein kann, aufbewahrt und festgestampft. Der gelagerte Rohzieger kommt zu Ende der Alpzeit mit dem sog. Alpnutzen zu Tale, wo er weiter verarbeitet wird. Er wird in einer Ziegermühle oder Ziegerpresse zerkleinert; dann muss er gesalzen werden; es können Kräuter zugesetzt werden (Kräuterzieger, Glarner Schabzieger); endlich wird er in speziellen Gefässen zu den Ziegerstöckli geformt. Die fertigen Käselaiibe werden zu Hause auf Gestellen, den «Käsleitern», aufbewahrt; sie hängen zum Schutz gegen Mäuse meist von der Decke herunter oder sie haben bei den Tragpfosten eine sog. Mäuseplatte. Im Goms sind diese Käsegestelle für die kleinen «Gommerkäse» noch in den meisten Häusern vorhanden.

Butterbereitung

Bei der Fettkäsebereitung wird die Milch nicht abgerahmt, wohl aber beim Magerkäse, wobei der Rahm dann zum Buttern verwendet wird. Der gesammelte Rahm kommt ins Butterfass; wir unterscheiden die beiden Haupttypen des Drehbutterfasses und des Stossbutterfasses. Beim Drehbutterfass kann entweder das Fass auf einer Unterlage sich drehen, oder das Fass bleibt stehen (oder liegen) und die auf den Rahm schlagende Drehvorrichtung befindet sich im Innern. Interessant ist die eigenartige ovale Form mit der länglichen Dreheinrichtung aus dem Kanton Zürich. Die grossen Stossbutterfässer haben häufig einen Hebel, der den Stössel auf und ab bewegt. Die Typen mit dem gewöhnlichen Holzstössel können in der Grösse ganz verschieden sein, von den währschaften Alpfässern bis zu den kleinen Maien-

säss- und Hausformen für den Eigenbedarf. Schön sind die Fayence-Fässer, besonders aus Heimberg und Langnau. Seltener sind die ganz kleinen Gefässe, die aussehen wie Kaffeemaschinen; wir zeigen eines, das aus Plurserstein gefertigt ist, und ein anderes aus Blech. Die früheren städtischen und halbstädtischen Formen, die wir am Schluss der Reihe ausstellen, sind heute auch bereits am Verschwinden; in einem der beiden Gefässe kann, je nach dem Einsatz, Butter oder geschwungener Nidel hergestellt werden.

Die aus den Butterfässern herausgenommene Masse wird nun mit Holzbrettern geknetet, geballt und geglättet. Gelegentlich werden die grossen Ballen mit einem Eigentumsstempel bezeichnet, der nur für einen Alpgenossen gilt (so noch etwa um 1900 in Appenzell). An Stelle dieser Butterstempel können auch kleine Butterwalzen und Roller treten. Wo die Butterballen schöner und festtäglicher aussehen sollen, verwendet man besondere Modelbretter oder man hat kleine Förmchen zum Zusammenklappen, ferner schiffleinähnliche Model und endlich kleine und grössere zusammenlegbare Formen, die nicht nur oben, sondern auch auf den Seiten Verzierungen besitzen. Es sind fast immer Kerbschnitzereien, die kennzeichnend sind für das Spiel- und Schmuckverlangen des Sennen, des Hirten, des Älplers. Die Innerschweiz, Graubünden und die Westschweiz ziehen Kerbschnitt auf Holz vor, der Appenzeller (und auch der Toggenburger) liebt Ritzzeichnungen und vor allem farbenfreudige und gut abgewogene Malereien und auch gehämmerte, punzierte und getriebene Metallarbeiten.

Bauernkunst

Es ist deshalb ganz bezeichnend, dass der Appenzeller eine grosse Mannigfaltigkeit von Gegenständen hat, welche dem Gebiet der Volkskunst zuzurechnen sind und welche sich auf die Alpwirtschaft beziehen. Schon seine typische Sennentracht gehört hierher mit der roten Weste und den silbernen Knöpfen. Am Sonntag allerdings wird die braune Weste zu dunklen Hosen und einem weissen Hemd, ohne Kittel, getragen. Das Hemd ist mit Einsatzstickereien verziert, welche die immer und immer wieder verwendeten Sennentums-Darstellungen aufweisen. Wir sehen sie bereits wieder, diesmal als Messing-Zierat, auf den Hosenträgern mit dem Brustband; Sennen, Hirten, Kühe, Hunde wechseln in bunter Folge; daneben finden sich auch Initialen mit kunstvollen Verschnörkelungen. Mit der gleichen Liebe zum peinlich sorgfältig und zierlich herausgearbeiteten Kleinen werden Tabakspfeifen («Lindauerli» und «Ulmer»), Tabaksbeutel, Uhrketten, Ohrringe und Schuhschnallen gefertigt. Bezeichnend ist auch das Lederküppli des Appenzellersennen. Zu den Äusserungen der Volkskunst gehören ferner die Alpaufzugsbilder von bekannten und anonymen Appenzeller Malern. Wir können dem Beschauer einige prächtige Proben davon zeigen; die Bilder sind teilweise signiert; sie stammen von Johannes Müller, Johannes



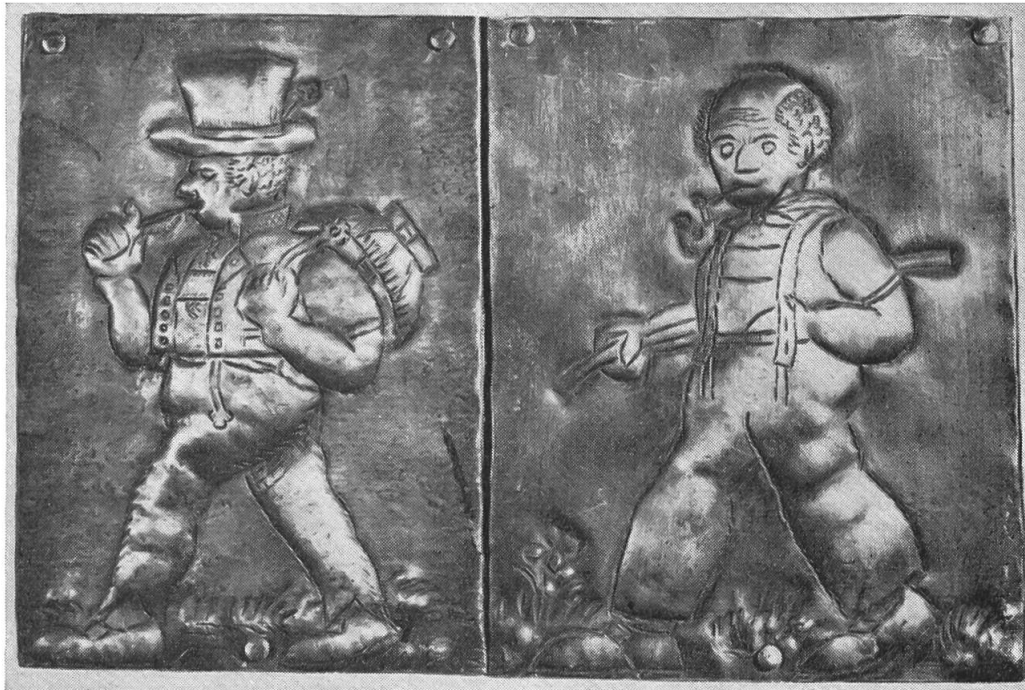
Butterbrett; 1809.
Kt. Bern. LM 9832.

Alder, Johannes Tanner, F. A. Brander und anderen. Auf vielen dieser Bilder finden wir drei Kühe mit den schweren Treicheln um den Hals nebeneinander (höchst selten sind es nur zwei Kühe). Diese mächtigen Senntums-Treicheln, die mit ihrem Geläute den do-re-mi-Dreiklang geben sollen, werden nur bei den Alpauffahrten und -abfahrten benützt. Allbekannt sind Abbildungen von Appenzeller Sennen, die ein Joch mit zwei angehängten Schellen über den Nacken gelegt haben oder in jeder Hand eine Treichel am Riemen

halten und nun still versunken dem «Schellenschütten» zuhören. Wir zeigen auch ein solches Geläute, dessen Schellenbänder mit farbig geflochtenem Leder prächtig geschmückt sind. Eine weitere Möglichkeit, das Kunstempfinden und den frohen Farbensinn zu entfalten, bieten die «Kübelbödeli» der Fahreimer. Das sind die besonders schönen Eimer, welche der Senn bei der Alpfahrt über die Schulter angehängt hat und auf deren Boden ein abnehmbares, gemaltes, kreisrundes Brettchen ist, das wieder die typischen Motive bringt. Solche Kübelböden werden heute immer noch benützt und gemalt; wir zeigen – neben einigen schönen älteren Beispielen – moderne Bödeli, gemalt vom betagten Bauernmaler Zeller in Appenzell. Bereits seltener – aber trotzdem immer noch gelegentlich – finden sich Alpaufzugsbänder innen oder aussen am Stall: lange Bänder, welche die ganze Kuhherde hübsch der Reihe nach wiedergeben. Früher waren sie wohl von Hand gemalt und zeigten den genauen Bestand des Besitzers; heute sind sie in mehr oder weniger schönen oder kitschigen Drucken erhältlich. Neben einem Druck zeigen wir die Zeichnung eines Knaben aus dem Kanton Bern und als besondere Kostbarkeit einen blechgetriebenen Alpaufzug aus Appenzell von 1830, der mit einer überraschend erstaunlichen Treffsicherheit die Charakteristika der Appenzeller und ihres Viehs schildert; jede einzelne Platte ist eigentlich eine Porträtstudie von Mensch und Tier.

Alprecht

Türen von Alphütten können von den Hirten in ihrer Mussezeit mit allerhand Zeichnungen verziert werden; sie können auch als eine Art Erinnerungstafel an das jeweilige Alppersonal angesehen werden, das sich mit seinen Initialen darauf verewigt. In St. Antönien im Prätigau dienen die sogenannten Alp-Britschen zu diesem Zweck: längliche, schön geschnitzte Brettchen, welche in den Alphütten angenagelt werden und welche knapp die Angaben für eine Alpzeit enthalten: Jahreszahl, Initialen und manchmal auch die Hauszeichen des Alppersonals, Bestossung der Alp und häufig auch einen frommen Segensspruch für Hirten und Herde. Anstelle von solchen Britschen fanden sich auch gelegentlich Alptafeln, welche Hauszeichen mit Zahlenangaben über den Viehstand der einzelnen Alpgenossen enthalten; wir zeigen eine derartige Tafel von Davos-Monstein aus dem Jahre 1694. Diese Tafeln sind eigentlich schon hölzerne Urkunden, Rechtsdokumente und leiten damit zu den sogenannten Tesseln oder Beilen über, den Alprechtshölzern, wie sie früher – übrigens nicht nur in der Schweiz, sondern in grossen Gebieten Europas – gang und gäbe waren. Wir haben da für die Gemeinschaftsalpen die Alpkapitaltesseln; ein grösseres Holzstück gibt mit Kerben die Bestossung der ganzen Alp an, und jeder einzelne Alpgenosse hat sein einzelnes Stücklein mit der Anzahl der Kuhrechte, die ihm zum Auftrieb gehören. Diese Rechtstitel können (manchmal mit und manch-



Teil eines Alpaufzugbandes; getriebenes Blech; 1830. Appenzell. VI 19778.

mal auch ohne Einwilligung der Alpgenossen) vermietet und verkauft werden. In anderen Fällen hat der Alpvogt ein ganzes Bündel von Einzelhölzern, zu denen jeweils ein Einsatzstück gehört; über beide Teile wird durch Kerben die Anzahl der Bestossungsrechte angegeben, wobei durch die Doppelkontrolle ein Betrug unmöglich ist. Anstelle eines Bündels von Einzelbeilen hat der Alpvogt auch etwa ein ganzes Scheit, aus dem verschieden grosse und leicht verschieden geformte Einsatzstücke herausgeschnitten sind; über Einsatz und den entsprechenden Teil auf dem Alpscheit werden wiederum Kerben gezogen. An der Stelle, wo das Einsatzstück herausgeschnitten wurde, steht hie und da das Hauszeichen des betreffenden Besitzers. Das Scheit selbst gibt die unveränderliche Zahl der Kuhrechte der Alp an, die höchstens bei einem Minderertrag der Alp (einer «Vergandung») eine «Abwertung» erfahren könnte. Die Einsatzstücke werden kostbar gehütet, da sie jedes Jahr bei der Alpversammlung vorgewiesen werden müssen als Rechtsanspruch auf die Bestossung (sie hätten ja unterdessen auch in aller Stille veräussert werden können). Der Walliser, insbesondere der Lötschentaler, hat deshalb für diese «Anteilscheine» eigene, schön gekerbte Tesselschachteln mit mehreren kleinen Fächlein.

Eine komplizierte Rechnung erforderte der Milchabtausch bei Alpen mit Einzelsennerei, wo es sich für den einzelnen nicht lohnte, allein mit seinem Milchertrag zu käsen, sondern wo die Milch von verschiedenen Sennen je-

weils zusammengetragen wurde. Das bedingte eine genaue Abrechnung über das, was jeder jedem schuldig war, oder über die Höhe der Guthaben. Üblicherweise wurden die verrechneten und ausgeglichenen Beträge auf dem Holz wieder weggeschnitzt, und das Holz wurde auf diese Art mit der Zeit recht dünn und wurde dann einfach durch ein neues ersetzt. Die Verrechnungszahlen sind meistens die sogenannten Bauernzahlen (wie wir sie noch etwa vom Jassen kennen). Ganz besonders schön ist ein hölzernes Verrechnungsbuch aus dem bündnerischen Münstertal; wir zeigen die beiden prächtigen «Deckelblätter».

Die Schotte wird auf den Alpen meist als Schweinefutter verwendet; wo sich aber die Alp nicht sehr weit vom Dorf entfernt befindet, können die Alpgenossen sie täglich zur Verfütterung holen. Zur Regelung dieses Bezuges dienen die Schottentesseln (aus Zeneggen im Wallis): auf einer Schnur aufgezogen sind sieben durch Knoten abgetrennte kleine Tesselbündelchen; die zwei, drei oder vier Alpgenossen besitzen jeweils zusammen etwa zehn oder elf Kühe; sie haben das Recht, an je einem Wochentag die Schotte für ihre Schweine zu holen.

Am Schluss der Alpzeit wird für die Verteilung des «Alpnutzens», die «Kästeilete», für jeden Alpgenossen sein Ertrag an Käse, Butter und Zieger bereitgestellt unter Anrechnung der bereits bezogenen Anteile. Für jedes einzelne Produkt und für jeden einzelnen Alpgenossen finden sich getrennte Hölzchen mit der Aufstellung der Verrechnung; man bezeichnet sie als «Britschen»; der Alpgenosse kann mit dem Hauszeichen oder (moderner) mit dem Namen aufgeführt sein. Tesseln finden sich auch bei der Viehhaltung, seien es nun Eigentumsmarken, welche dem Kleinvieh, meist den Schafen, umgehängt werden, oder seien es Pflichttesseln, welche die Reihenfolge angeben, nach welcher die Betreffenden sämtliche Schafe oder Ziegen eines Dorfes hüten müssen. Zieht ein Teilhaber weg (oder hat er kein Kleinvieh mehr), wird sein Name auf dem Pflichten Scheit «gelöscht». Wenn am Schluss der Alpzeit der Schafhirt seine Herde zur Scheide bringt, muss er die Ohren der verfallenen Tiere mitbringen als Ausweis; diese Tiere müssen dann nicht mehr gesucht werden.

Viehhaltung

Bei dem Gebiet der Viehhaltung haben wir uns auf eine knappe Darstellung dessen beschränkt, was mit dem Tier im Stall und auf der Weide zu tun hat; wir haben also das Zugtier, das Tragtier, das Lasttier und auch die Pferdehaltung beiseite gelassen. Wir zeigen zuerst die «Säueimer», in denen dem Schwein die Schotte und das Futter überhaupt gebracht wird; dazu gehören auch die Futtertröge für Ferkel, die noch in der «Einbaum-Technik» ausgeführt sind. Die Anbindvorrichtungen für Kühe, Kälber und Kleinvieh bestehen aus hölzernen Halsfesseln, den «Kämmen», die in ihrer einfachsten

Art nur gebogen und gespannt werden; sonst besitzen sie eine einfache, aber höchst praktische Schliessvorrichtung, wie sie auch noch bei alten Türen anzutreffen ist. An die Stelle der Kämme treten immer mehr die Eisenketten, von denen der eine Teil dem Tier um den Hals gelegt wird (interessant ist die Walliser Einrichtung mit der Kuhklaue, um das Ausschlüpfen zu verhindern); der Guntel wird in die Stallwand eingeschlagen mit einem eigenen «Ketthammer», mit welchem er auch wieder aus der Wand herausgezogen werden kann.

Der Aufzucht von Kälbern dienen die Saugzapfen und dann die Saug-eimer, die manchmal inwendig Nägel aufweisen zur Angabe der Portionen-grössen. Maulkörbe sollen verhindern, dass das Kalb in den ersten Wochen Unreines frisst oder zur Unzeit saugt. Nicht schön wachsende Hör-ner werden mit den Hornzwingen oder Hornstreckern gerichtet. «Kastrier-kluppen» und Klistierspritzen fanden sich früher beinahe in jedem bäuerli-chen Betrieb. Seltener sind Holzflaschen zu finden, mit welchen dem Vieh Medizin eingegeben wurde; sie haben den Vorteil, dass ein Tier sie nicht zufällig zerbeissen kann. Heckenkreuze, welche dem Tier – meistens der Ziege – über den Hals oder auf den Rücken gelegt werden, sollen das Durch-schlüpfen durch Zäune verhindern. Zu ganz altem alpinem Bestand gehören die Rasselketten, die Ringrasseln, die durch ihren heftigen Lärm Stiere schrecken sollen. Sie finden sich in nordischen Gebieten bereits zur Wikin-gerzeit. Was wir an Schäferstäben zeigen können, kann sich leider nicht im geringsten mit anderen Ländern Europas messen. Hohle Kuh- oder Widder-hörner, mit denen der Gelsshirt am Morgen seine Herde im Dorf zusammen-ruft, finden sich heute noch fast überall. Jungtieren wurden – und in abge-legenen Gegenden geschieht das wohl heute noch – kleine Amulette umge-hängt als Abwehr und Schutz gegen Alpdruck und böse Mächte. Reich ver-ziert mit Kerbschnitt, Brandtechnik und Metallbeschlügen können kleine und grosse Schellenbänder sein. Die Glocken für Gross- und Kleinvieh haben recht verschiedene Grössen und Formen, vom kleinen «Rölleli» bis zur «Plumpe» und «Treichle». Gelegentlich haben sie ein Zierbändchen oder auch Initialen. Zum grossen Teil wurden sie von Tiroler Händlern in der Schweiz verkauft. In der Schweiz selbst gibt es noch einen Einmannbetrieb in Ritzingen im Goms, der kleine Glöcklein in verlorenen Formen giesst und sie je nach Wunsch mit Buchstaben und Ornamenten versieht.

1. Stock: Textile Techniken und Geräte; Walkerei und Färberei;
Trachtenstücke und Schmuck aus Europa

Textile Techniken

Im 1. Stock sind die textilen Techniken und Geräte ausgestellt; dabei sind keine geographischen Grenzlinien ausschlaggebend, sondern es werden die Objekte aus allen Ländern Europas zusammengetragen, je

nachdem sie für den jeweiligen Zweck wichtig sind. Es kommen zunächst in einer getrennten Abteilung die mehr theoretischen Methoden der Faden- und Stoffbildung und der Stoffverarbeitung und -verzierung zur Darstellung¹. Ein kleiner Abschnitt zeigt die Seilerei mit verschiedenen Rohmaterialien als Ausgangsstoffen: Graswurzeln aus Irland für Tauwerk, Bast aus dem Tessin für Schnüre, Flachs, Rinde und Rosshaar. Zum Drillen von Seilen und Schnüren dienen Seildreher und Drehhaken. Aus Rohrbach im Kanton Bern stammt ein Seilergeschirr, bestehend aus einem Vordergeschirr und einem Spinnrad. Zu den Stoffbildungen mit fortlaufendem Faden von begrenzter Länge gehören das Verschlingen und das Verknoten. Beim Verschlingen haben wir Beispiele mit einfacher und zweifacher Verschlingung und mit Einlage, unter anderem eine schwedische Fussmatte aus gedrillten Hobelspänen. Das doppelte Verschlingen mit Einlage als Nadelarbeit wird in England als *holy point* bezeichnet. Unter dem schwedischen Namen *Vantsöm*-Technik versteht man das doppelt durchstechende Verschlingen. Beim Verknoten findet sich der Pfahlbauknoten; für gewisse Zierformen hat sich nach italienischen Spitzenarbeiten der Name *punto avorio* eingebürgert. Für die Technik werden Netznadeln aus verschiedenem Material und aus verschiedenen Ländern mit zugehörigen Maschenmassen verwendet.

Häkeln und Stricken sind Formen der Stoffbildung mit fortlaufendem Faden von beliebiger Länge. Zum Teil, der das Stricken zeigt, gehören Stricknadeln von altertümlicher Form mit den Haltern, den sogenannten Strickstöckchen oder Strickhölzchen. Bei dieser alten Form wird eine Nadel bei der Arbeit in das Schürzenband gesteckt. Für eine andere Art des Strickens benützt man als Hilfsmittel zweizinkige Gabeln aus Holz oder Metall; das sind die Strickgabeln oder Litzhölzer, mit welchen Maschenschnüre hergestellt werden. Statt der Gabeln benützt man auch Stifte auf Geräten, die meist sehr behelfsmässig aussehen: auf Korkzapfen oder Fadenspulen.

Zu den primären stoffbildenden Techniken gehören ferner das Halbflechten und das echte Flechten; das sind Stoffbildungen nicht mehr aus einem einzigen Faden, sondern aus Fadensystemen. Beim Halbflechten werden zwei Fäden oder Fadengruppen in der Weise zu einem Stoffe vereinigt, dass man immer nur mit einem Faden oder in einer Gruppe arbeitet und mit diesem aktiven System das andere, passive, durchzieht. Typisch hingegen für das echte Flechten ist es, dass die Funktionen der Fadensysteme vertauschbar sind, d. h. dass man nach Belieben mit jedem derselben aktiv flechten oder es durchflechten und damit im betreffenden Moment passiv gestalten kann. Als geflochtene Gegenstände stellen wir aus: Körbchen,

¹ Die Anordnung und Durchführung dieses Teiles der Ausstellung und der hier vorliegende dazugehörige Text beruhen auf Kristin und Alfred Bühler-Oppenheim, *Die Textiliensammlung Fritz Iklé-Huber im Museum für Völkerkunde und Schweizerischen Museum für Volkskunde*, Basel. Zürich 1948.

Schüssel-Unterlagen, Taschen, Schöpfsieb, Fischreuse, Feuerfächer und Pantoffeln. Das Material, mit welchem geflochten wird, besteht aus den verschiedensten Stoffen: aus Weidenruten, Palmblättern, Binsen, Strohhalmen, Pflanzenstengeln, Birkenrinde, Kastanienholzschielen und Rotan. Als Formen des echten Flechtens zeigen wir das Diagonalflechten und das Zopfflechten. Bei komplizierteren Formen der Zopfgeflechte braucht man häufig Vorrichtungen, um die Fadenenden zu beschweren; diese Vorrichtungen erlauben gleichzeitig, den Vorratsfaden darauf abzuwickeln. Daraus ergeben sich verschiedene Verfahren, z. B. die Herstellung von Schnüren vermittelt Dünteln (aus Holz und Blei), Posamenterarbeiten usw. Klöppeleartige Verfahren werden dokumentiert durch ein spanisches Ziernetz mit Goldfäden aus dem 16. oder 17. Jahrhundert, durch ein baskisches Kopfschutznetz für Vieh, durch Klöppelkissen aus Belgien und Basel, durch Klöppelbriefe mit den gelochten Vorlagen darin und durch geklöppelte Kragen und Spitzen.

Das Wirken gehört bereits den höheren stoffbildenden Techniken an; es dient zur Herstellung gemusterter Stoffe mit Hilfe verschiedenfarbiger Einträge, die immer soweit quer durch die gespannte Kette führen, als man eine bestimmte Farbe benötigt, und dann wieder umkehren. Das Beispiel, das wir hiezu ausstellen, ist eine bosnische Trachtenschürze aus Wolle. Mit dem schwedischen Namen Sprang wird eine Technik bezeichnet, die sehr alt ist. Es werden die Fäden einer an beiden Enden fixierten, endlosen oder endlichen Kette so untereinander verschlungen oder verkreuzt, dass ein Stoff entsteht. Unsere Beispiele stammen aus Schweden, Estland, Ungarn und Holland.

Eine besondere Form des Webens, die zur Herstellung von Bändern verwendet werden kann, stellt die Brettchen- oder Kartenweberei dar. Bosnische und bulgarische Bänder zeigen die so verfertigten Produkte.

Der Stoffverzierung dienen die Applikationstechniken, für die kroatische Socken und ein spanischer Shawl mit Goldpailletten als Belege dienen. Auch das Sticken ist hieher zu rechnen; es ist das Verzieren von Stoff mit Faden, wobei dieser gleichzeitig zu seiner eigenen Fixierung auf der Unterlage dient. Wir haben einen Musterblätz und ein Prunkhandtuch in der Kreuzstich-Stickerei und daneben eine Probe in der Zwifelstrick-Technik.

Das Korbflechten mit Weidenruten und den dabei verwendeten Geräten, den Weidenspaltern und den Weidenhobeln, zeigen wir in einer besonderen Vitrine; es ist ja auch heute noch in vielen Gegenden der Schweiz eine Beschäftigung, welche vielen Männern mit wenig Arbeitsmöglichkeiten über die Wintertage einigermaßen hinweghilft. Das Strohlechten, das in der folgenden Vitrine vorgeführt wird, hat seine Bedeutung auch heute noch keineswegs verloren, vor allem nicht in den Kantonen Aargau und Tessin. An Geräten mögen etwa die sehr feinen Halmenspalter erwähnt werden und auch

die «Halmenreibe»: ein Walzwerk zum Glätten und Geschmeidigmachen der Strohhalme.

Textile Geräte

Geräte zur Gewinnung von Hanf, Flachs und Wolle. Etwas abgetrennt von den textilen Techniken zeigen wir nun noch gesondert die wichtigsten textilen Geräte von der Gewinnung der Ausgangsprodukte an bis zum fertigen Faden und Stoff. Als die beiden für unsere Gebiete wichtigsten Ausgangsprodukte führen wir Hanf und Flachs einerseits und Wolle andererseits an. Die Geräte für Hanf und Flachs sind im grossen und ganzen die gleichen; sie werden auch häufig in den Bezeichnungen nicht auseinandergehalten, so dass wir sie in eine Gruppe zusammennehmen. Der Flachs wird vor der eigentlichen Bearbeitung zu Fasern häufig noch geriffelt, d.h. die Samen werden abgestrupft, um dann weiter zu Öl verarbeitet zu werden. Die Riffel ist ein Gerät mit langen Zähnen aus Holz oder Eisen; sie wird manchmal in die Erde gesteckt (Finnland), oder sie kann auf einer Bank befestigt werden. Die Halme werden nun durch diesen Kamm durchgezogen, so dass die Samen abgestreift werden. Darauf werden die Halme mehrmals gebrochen, um die Fasern von den Holzteilchen losgelöst zu gewinnen. Das erste, rohe Brechen geschieht auf den mächtigen Schlagbänken, den Brechen oder Rät-schen. Im Bündner Oberland taten sich früher die Frauen häufig zusammen zu einer Brechete, wobei die Schlaggeräte einen ununterbrochenen Lärm verursachten, so dass die Bezeichnung «Rätschbäsi» für eine etwas schwatz-hafte Frau verständlich wird. An einem Schwingstock wird darauf in ver-feinerter Art das Bündel Hanf oder Flachs nochmals behandelt; die Bäuerin hält es über den Stock und schlägt mit einem verschieden geformten Holz-schwert mehrmals darauf. Die Fasern können aber auch durch Klopfen mit einem Holzhammer fein säuberlich von den Abfallteilen getrennt werden. Um die gewonnenen Fasern noch zu reinigen und gleichzurichten, werden sie mehrmals durch die Hecheln gezogen. Diese Hecheln bestehen aus einer Anzahl rund oder viereckig angeordneter scharfer Eisenspitzen. Wenn die Fasern mehrmals durch eine Hechel durchgezogen waren, blieb wirklich nur noch der gute Teil an ihnen, so dass eigentlich das «Durchhecheln» einer Person im Grunde ein Kompliment für diese sein sollte.

Zur Schafschur bedient man sich – übrigens nicht nur in der Schweiz – der hölzernen Schaffesseln, in welche die Füsse des Tieres eingespannt wurden. Die Typen können in ihrer Konstruktion verschieden sein; das Prin-zip bleibt immer gleich. Die zur Schur benützte Schere gehört in ihrer Form zum ganz alten Bestand menschlicher Geräte; heute noch verwenden wir den gleichen Typus in der Gartenschere. Auch die rohe Wolle unterliegt nach dem Waschen und eventuellen Färben einem weiteren Verschönerungs-prozess; sie wird mit Wollkämmen (die in unseren Gebieten nicht mehr häu-

Garnhaspel mit Zählwerk;
1681.
Kanton Wallis.
VI 15884

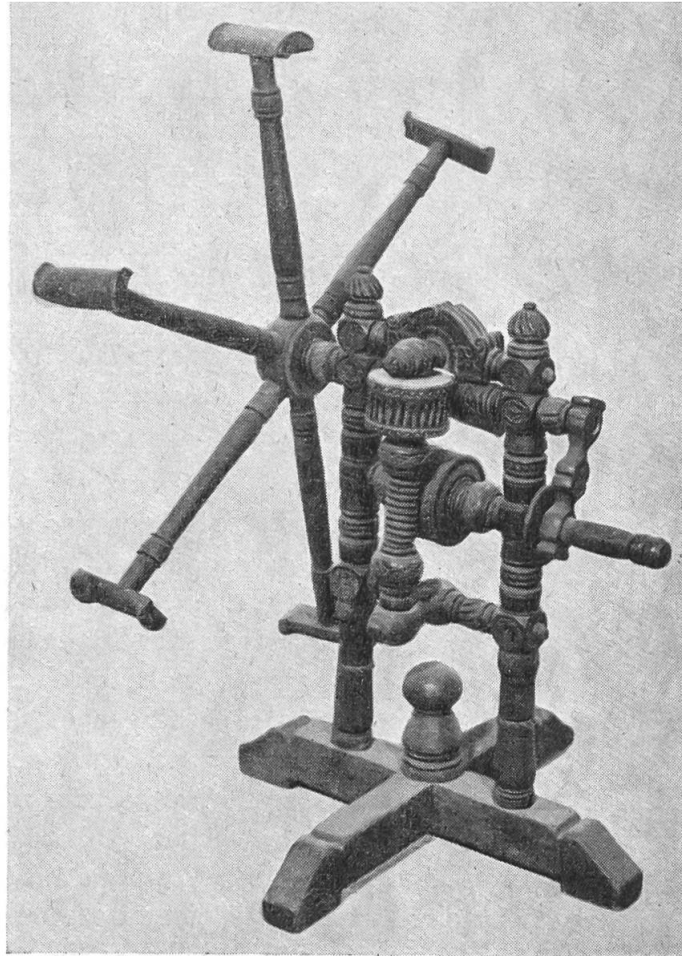


fig anzutreffen sind; sie sehen aus wie Pferdestriegel; in vielen Fällen kennen die Bauern bei uns ihre Verwendung und ihren Namen nicht mehr) oder mit den Karden (zwei zueinander gehörige Brettchen, welche mit mehr oder weniger feinen Eisenstiften dicht besetzt sind) gesäubert und gleichgerichtet (ähnlich wie es die Hechel für Hanf und Flachs tun muss). Im Tirol benützte man zur Fertigbehandlung der Wolle früher auch die Wollschläger.

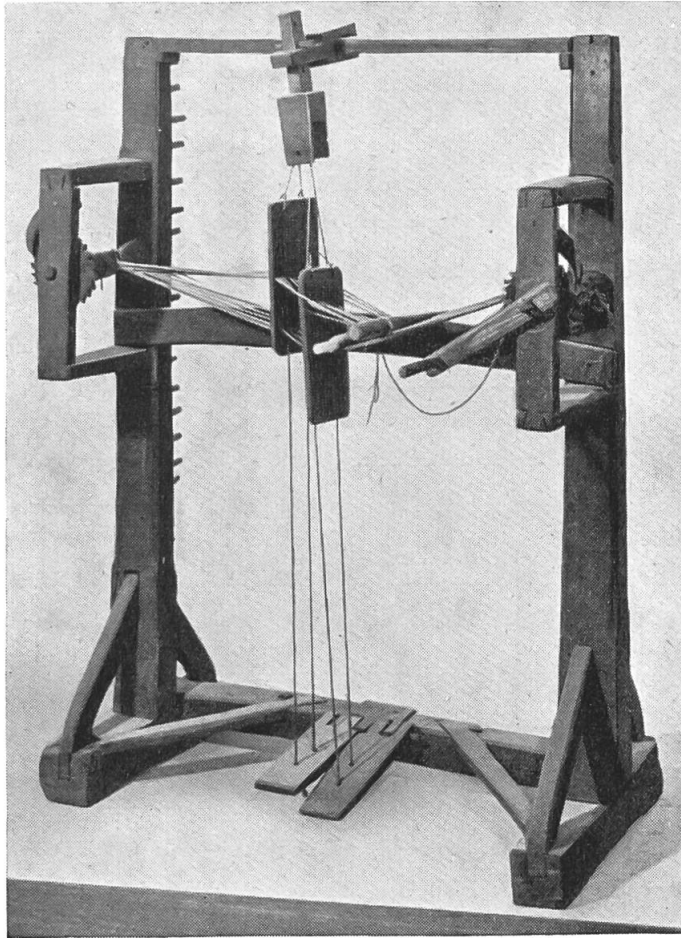
Spinn- und Spulgeräte. Die älteste Art des Spinnens, die auch heute noch nicht ausgestorben ist, ist das Handspinnen: ein Rockenstab wird in das Schürzenband eingeklemmt oder unter die linke Achsel gedrückt und der gesponnene Faden wird auf eine Spindel aufgewickelt. Diese Art des Spinnens kann auch beim langsamen Gehen oder beim Hüten des Viehs auf der Wiese ausgeübt werden. Zu Hause kann auch direkt von einem Knäuel auf eine Spindel gesponnen werden. Um der Spindel leichteren Drehschwung zu geben, setzt man unten einen Wirtel aus Stein, Ton, Holz oder Knochen an. Spindeln und Wirtel gehören ebenfalls zu den ältesten Geräten, welche wir kennen. Spinnräder bedeuten bereits einen ungeheuren Fortschritt

in der Technik; wir können leider nur eine geringe Zahl von Beispielen zeigen. Der Rocken- oder Kunkelstab, an welchem die Wolle, der Hanf, der Flachs oder der Werg befestigt sind, kann für sich allein stehen oder mit dem Spinnrad zu einer Einheit verbunden sein. Spinnräder und Rockenstäbe sind häufig Minnegaben; sie werden deswegen oft auch besonders schön ausgeführt und auf alle erdenkliche Art geschmückt: Die Stäbe können bemalt, mit Kerbschnitzereien oder mit kunstreich ausgeführten Geschicklichkeits-schnitzereien ausgeführt werden; sie zeigen auch in prächtigen Aufsätzen einen grossen Formenreichtum. Das Rohprodukt soll am Rockenstab festgehalten werden; das geschieht mit verschlungenen Bändern, mit geschnitzten Rockennadeln oder «Kunkelrössern», mit Einstecknadeln, die sehr schön aus Kuhhorn herausgeschnitzt sind (im Unterengadin und ebenfalls im bündnerischen Münstertal), mit ganz hervorragend schön gemalten Rockenbriefen (wir haben drei Beispiele aus dem Bündnerland) oder mit den sogenannten Rockenhütchen oder Rockenkäppchen. Das Material für die Rockenstäbe ist je nach dem Lande selbstverständlich auch verschieden.

Der gesponnene Faden wird von den Spindeln und Spulen weg nun auf den Haspeln zu Strangen aufgehaspelt; vielfach haben diese Haspel ein Zählwerk, damit es gleich grosse Strangen gibt. Ein Haspelarm ist häufig auch wegdrehbar oder umklappbar, um das Wegnehmen der Strangen zu erleichtern. Die Strangen werden nun gefärbt oder sonst bis zur weiteren Verwendung aufbewahrt. Sollen sie wieder benützt werden, legt man sie auf eine Garnwinde, von der sie nun mit dem Spulrad auf Webspulen abgespult werden. Wir haben ein hübsches Beispiel aus dem bündnerischen Münstertal, das entweder als Haspel oder dann als Winde benützt werden kann durch einfaches Umlegen der Dreharme; zugleich ist ein Knäuelkistchen fest damit verbunden. Der ganz primitive Haspeltyp ist der Handhaspel; die gezeigten Beispiele stammen aus Finnland, Spanien und Italien. Spulen und Spulenhalter und Spulräder können von ganz primitiven, urtümlich anmutenden Geräten zu ausnehmend schön verzierten Formen sich weiter entwickeln; Beispiele dafür sind Spulen aus Jugoslawien und der reizende Spulenhalter aus dem bündnerischen Münstertal. Zum Aufwinden der Knäuel verwendet man im Wallis gelegentlich das Windholz, durch welches der Faden in einem Loch durchgeleitet wird; damit sollen zugleich die Unebenheiten des Fadens ausgeglichen werden.

Zettelgeräte und Weberei. Vom Wollknäuel und von der Garnspule aus wird nun der Zettel zum Weben vorbereitet. Die Knäuel werden im Wallis in die Knäuelkiste gelegt; die Spulen werden am Spulengatter befestigt. Von diesen Geräten aus wird der Faden am Zettel- oder Scherrahmen zum Zettel gewunden. Um das Sichverwickeln der einzelnen Fäden zu verhüten, kann das Zettelbrett dazwischen gehalten werden, durch dessen Löcher die Fäden gesondert laufen müssen. Der Zettel kann jetzt am Webstuhl befestigt

Bandwebstuhl
für Schürzenbänder.
Anwil (Kt. Baselland).
VI 5061.



werden. Wir zeigen ganz einfache Formen des Bandwebstuhles aus dem Lötschental bis zum komplizierten Bandwebstuhl von 1764 aus dem Baselbiet. Es steht auch ein ganz altertümlicher Webstuhl aus Russland in unserem Saal (das Gewebe ist natürlich neu), ein mit den einfachsten Mitteln hergestellter Stuhl aus Settignano bei Florenz und dann der schöne Webstuhl für Leinenstoff aus dem Kanton Bern, der mit allem nötigen Zubehör versehen ist. In einer Vitrine sind eine Reihe von Weberschiffchen zusammengestellt. Eine Seltenheit stellt der aufrecht stehende Webapparat zur Herstellung von Kornsiebböden dar, er stammt aus dem Kanton Bern und ist bis vor kurzer Zeit noch benützt worden; technisch gehört er zur Halbweberei. Die Gitter- oder Gatterweberei ist wegen der Einfachheit ihrer Geräte eine sehr alte Webform; wir zeigen einige besonders schöne, einfache und kompliziertere Formen, teilweise mit den dazu gehörigen Webnadeln aus der Schweiz, aus Schweden, Dänemark und Deutschland.

Walkerei und Färberei

Um den gewebten Wollstoffen eine grössere Festigkeit und Haltbarkeit

zu geben, werden sie gewalkt, d.h. im Walktrog mit Pochhämmern in nassem Zustand etwa zehn bis fünfzehn Stunden gestampft, so dass sich die Wollfasern verfilzen. Wir haben die Geräte aus einer eingegangenen Walke und Färberei in Disla bei Disentis im Kanton Graubünden, die wir zusammen im Vorraum ausstellen. Neben der Walke befindet sich ein Tischgestell mit Farbrahmen, welche ineinander passen. Der untere, grössere Rahmen ist mit einem Wachstuch versehen, auf das eine Tragantmasse gelegt wird, die dem oberen, kleineren Rahmen, auf dessen Wolltuch die Druckfarbe aufgetragen ist, als weiche, gleichmässige Unterlage dient. Die Druckstöcke erhalten auf diese Art gleichmässigen Farbauftrag zum Bedrucken der Stoffe. Die bedruckten und gefärbten Stoffe werden auf der Trockenhänge getrocknet. Appretureffekte werden mit der Dämpfwalze erzielt. Die für die Färberei verwendeten natürlichen und chemischen Produkte werden in Proben vorgeführt; eine besondere Erwähnung verdient der zur Blaufärberei verwendete Indigo, der als Naturprodukt bei uns zu einer eigentlichen Seltenheit geworden ist. Im Wallis wurde früher auch die Wurzel der Berberitze zum Gelbfärben benützt. Die Chemikalien wurden aus den Vorratsräumen in besonderen Drogen-Messfässlein geholt und dann in verschiedenen Mühlen und Mörsern zerstampft und zerrieben, bis sie zum Ansatz der Küpe dienlich waren. Wolle wurde heiss gefärbt im grossen Kupferkessel; Baumwolle kalt in der Holzkufe, wobei durch einen Haspel und durch Rührhölzer der Stoff in ständiger Bewegung gehalten wurde, damit eine gleichmässige Farbe zustande käme.

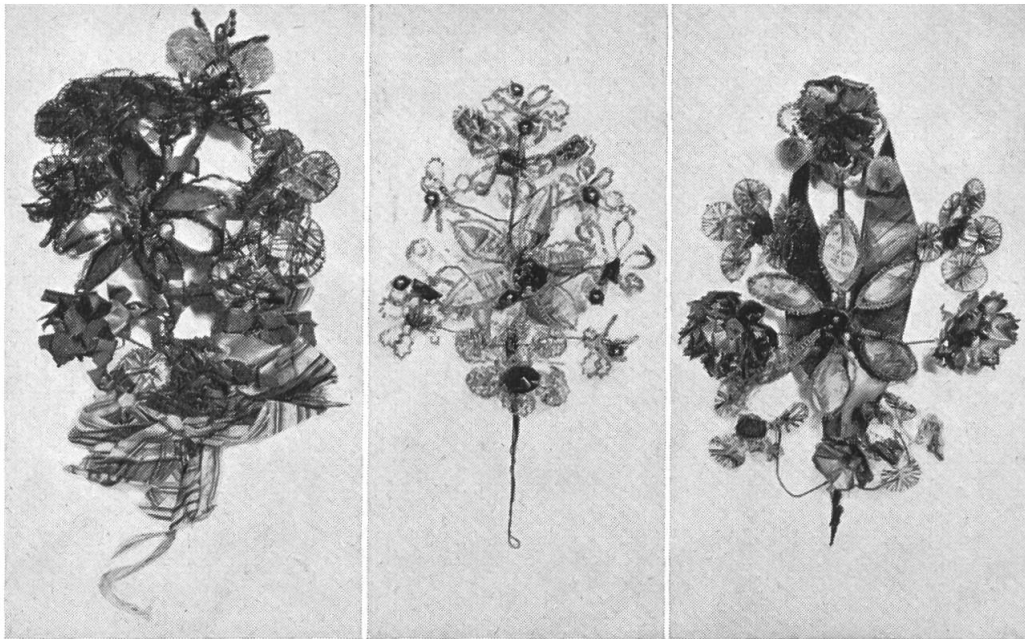
Einige Belege sollen die natürliche Schönheit und Ungekünsteltheit des alten Stoffdruckes zeigen: ein bedruckter Sack, das Stück eines Sargtuches aus Graubünden und zwei Prunkhandtücher und ein grosses tessinisches Bettuch in Blaudruck. Daneben finden sich Beispiele für die Ikatmusterung. Bei dieser wird das zum Verweben bestimmte Garn strangweise mit Hilfe von Abbindungen reserviert und dann gefärbt. Die unterbundenen Stellen bleiben ungefärbt. Durch mehrmaliges Abbinden und Färben kann man mehrfarbige Muster erzielen. Der moderne Kettendruck ist aus dem Ikat- oder echten Chiné-Verfahren hervorgegangen. Ein prächtiges Stück mit Ketten- und Eintragikat ist das bündnerische Trachtentuch, ein sogenanntes Flammentuch. Als Krönung der Färberei und zugleich als dankbare Geste der Stadt Basel gegenüber stellen wir noch eine kleine Kollektion von Basler Seidenbändern aus, die in verschiedenen Verfahren hergestellt sind. Wir sind uns bewusst, dass wir uns hiemit in ein Gebiet begeben, das man vielleicht nicht mehr als «volkskundlich» ansprechen darf, aber einerseits ist die Posamenterie im Baselbiet ausgesprochene Haus- und Heimindustrie gewesen und hat damit sicherlich volkskundliche Bedeutung erhalten, andererseits hat das Gesicht und den Charakter einer Stadt in einer Art bestimmt, die auch vom «reinen» Volkskundler nicht übersehen werden darf.



Ausschnitt aus einem bedruckten Sargtuch.
Kanton Graubünden. VI 17715

Trachtenstücke und Schmuck aus Europa

Die textilen Techniken und die entsprechenden Geräte gewinnen ja erst durch ihre Produkte ihren Sinn, und als eines der schönsten Produkte zeigen wir noch Trachtenstücke, wobei die reiche Ausschmückung in Stickerei und Applikationsverfahren hauptsächlich der östlichen und der Balkanländer auffällt. Die warme Pelzdecke des ungarischen Hirten (meistens des Pferdehirten) ist von erlesener Schönheit. Wir möchten aber auch die bosnische Männerjacke nicht vergessen, die in ihrer einfachen Musterverteilung so wohl ausgeglichen wirkt; hübsch ist auch die wirkungsvolle Art, den Reichtum des Trägers durch die Anzahl der aufgenähten Theresientaler nach aussen zu dokumentieren. Eine eigene Note bringen die lebhaft-farbenfreudigen Trachtenstücke aus der Tschechoslowakei. Dann zeigen wir weiter eine



Hochzeitssträusschen aus buntem Metallfitter; 18. Jahrhundert. Kanton Baselland. Hist M 1894. 234; 1905. 130; 1905. 131

Zusammenstellung von Hauben und Hüten der verschiedensten Arten und Formen; die meisten stammen aus der Schweiz, einige aus Deutschland. Es finden sich recht kunstreiche Stücke darunter, aber es sind wirklich vom Volk getragene Stücke («Tracht» ist ja das Getragene), und sie bilden in diesem Zusammenhang einen nicht ganz unwesentlichen Teil der Volkskunde. Das gleiche gilt natürlich auch für den Schmuck, den wir als Abschluss vorführen. Auch hier handelt es sich in unseren Beispielen nur um wirklich volkstümlich verwendeten und getragenen Schmuck, sei er nun an Sonntagen oder an besonderen Ehrentagen im Leben getragen (die Hochzeitssträusschen aus Silber- und buntem Metallfitter). Wir haben Haarnadeln und Haarpfeile, wie sie aus Trachtenbildern ja allbekannt sind, wie sie aber auch heute noch gesehen werden können, und zwar nicht in künstlichen Neubelebungsversuchen. Es finden sich Mieder und Miederschmuck, die «Göllerketten»; wir können auch schön gearbeitete Gürtelschnallen zeigen. Wir haben auch einige wenige Dehli (Anhänger), wie sie hauptsächlich in den Kantonen Solothurn und Luzern üblich waren. Es ist reizend, wie hier gelegentlich die weltliche Seite den «Rank» findet, um trotzdem fromm zu bleiben. Diese Dehli haben meist Darstellungen auf beiden Seiten, wobei für den Kirchgang die Seite mit einer Kreuzigung oder mit einem Madonnenbild gezeigt wurde, während man für den Kilbi-Tanz und andere weltliche Anlässe den Anhänger umdrehte und das Bild der eher weltlich anmutenden hl. Katharina zeigte.



Lötschentaler Maske. VI 6720

2. Stock: Masken, Winter- und Frühjahrsbrauchtum der Schweiz

Der Maskensaal im 2. Stockwerk bringt eine eindruckliche Schau von schweizerischen Maskenkostümen, wie sie im Laufe des Jahres in verschiedenen Gegenden bei verschiedenen Anlässen Verwendung finden. Es ist klar, dass die meisten dieser Kostüme dem Fastnachtsbrauchtum angehören, so etwa die Schreck einflössenden, wilden Gestalten aus dem Lötschental, die «Roitscheggeten» (Rauchgeschwärzten), die mit ihren zottigen Pelzen, den mächtigen Gesichtsmasken, den Stecken und Flösserhaken, den mit Jauche gefüllten Spritzen, den lärmenden Schellen und knarrenden Ziegen-



Lachner Röllibutzi (Kanton Schwyz). VI 8310

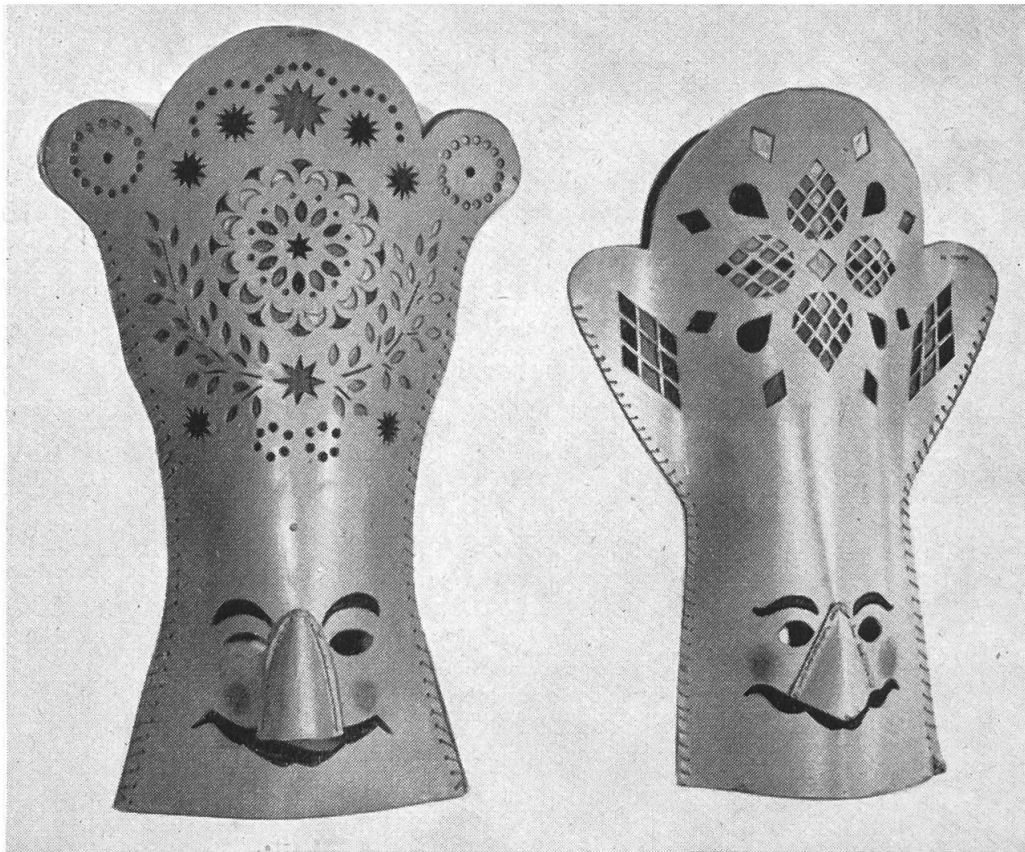
halsfesseln dem Beschauer drohend entgegenstehen. Eine gefährliche Haltung nimmt auch der Walenstadter Röllibutz ein mit seinem Plätzligewand und der Keule in der Hand. Seine Maske – und nur gerade diese – ist an einer Walenstadter Fastnacht in mehrfacher Anfertigung zu sehen. Die «Schnabelgeissen», welche um die Jahreswende erscheinen, gehören zu den dämonischen Tier- und Schreckgestalten, die in der Schweiz nicht mehr allzu häufig anzutreffen sind. Einen bedeutend ruhigeren Typus vertreten die Figuren aus der March, die auch bis nach Weesen ihren Einfluss ausstrahlen, und zu denen auch der Klingnauer Hegel gehört. Ihnen zuzurechnen wären auch die alten Einsiedler Johee- und Mummerie-Gestalten, während heute in Einsiedeln der mehr schaurige als schöne Sühudi häufiger ist. Ganz im

Gegensatz dazu ist der Röllelibutz aus Altstätten im st. gallischen Rheintal richtig herausgeputzt mit seinem Flitterkronenaufsatz und dem farbigen Bänderschmuck. Einen eigenartigen Kopfputz haben auch die Urnäser Silvesterkläuse, die Schellen- und Rollenkläuse, die, wenn möglich, jedes Jahr einen neuen phantastischen Aufsatz bauen, der häufig auch (elektrisch!) beleuchtet werden kann. Bekannt sind die satirisch-geistreichen Masken der Basler Fastnacht, von der wir wenigstens einen Tambourmajor mit einem Original-Tambourstab zeigen können; weniger bekannt sind die anderen Figuren der Basler Fastnacht: wir haben einen sehr schönen Dummen Peter, der heute nur noch ausnahmsweise gesehen werden kann. Zu einer wirklich vollständigen Übersicht fehlen uns leider immer noch einige markante Gestalten, zu denen uns vielleicht der eine oder andere Leser verhelfen kann; wir haben keinen Nüssler aus Schwyz, keinen Tschämeler von Küssnacht am Rigi oder von der Äpler-Kilbi in Gersau, keinen Hutzgür aus Läufelfingen, keine Gret Schell aus Zug, keinen Narro aus Laufenburg, keinen Fastnachtsbär aus dem Kanton Bern, um nur die wichtigsten der empfindlichen Lücken anzuführen.

Ins Frühjahrsbrauchtum leiten die Strohänner und Puppen über, welche verbrannt werden, die «Böögg» oder wie sie sonst heissen mögen. Wir haben eine getreue Nachahmung des Gidio Hosenstoss aus Herisau, dessen Verbrennung jeweils in einer «Todesanzeige» in der Zeitung bekanntgegeben wird und bei der ein Realschüler die «Abdankungsrede» halten darf. An Ostern können beim Eierleset ebenfalls Masken auftreten; wir haben aus Effingen einen «Hobelspänner», einen «Schneggehüsler» und einen «Straumuni», die als sogenannte «dürre» Masken die Winterszeit zu vertreten haben, mit denen dann die «grünen» Masken (mit Grün- oder Moosumhüllung) des beginnenden Frühjahrs im Streite liegen. Auch an «Trämel»- oder Blockfuhren (Frühjahrsbrauch) können Masken auftreten: Wir haben einen neuen Plätzlimann aus dem Berner Seeland. Urwüchsiger muten die Wildleute, die «Hansili», an, welche bei der Äplerkilbi auf dem Platz in Stans einen richtigen Ehezwist vorführen, wobei sie einander nicht nur ihr Puppenkind anwerfen, sondern meist leidet auch ihr Gewand aus «Baumbart» darunter, den die Burschen von Bäumen aus Alpreigion herunterholen müssen. Der Wildmann hat ein Eichhörnchen auf seinem Mooshut, während das Wildweib mit einem Krähenflügel prunkt.

Die Innerschweizer, Zürcher und Kaltbrunner «Kläuse» haben ihre schreckhafte Gestalt aufgegeben zugunsten einer ausgesprochenen Verchristlichung; sie tragen mächtige und kunstreich durchbrochene Kartenhüte, Infuln (die Bischofsmütze des hl. Nikolaus!), als Transparent auf ihrem Kopfe. Als Beispiele lassen wir wenigstens einige dieser «Iffelen» auf den Beschauer wirken.

In Wandvitruinen haben wir noch einige Maskenlandschaften mit ihren



Infeln der Kaltbrunner Kläuse (Kanton St.Gallen). VI 11390 und 11489

Gesichtsmasken zusammengestellt: der Kanton Schwyz, der als Eigenheit noch bemalte Blechmasken aufwies, und der in Ausstrahlungen bis Uznach im St. Gallischen wirkte, von woher die drei ausgesucht schönen Stücke aus dem 18. Jahrhundert stammen. Dann als ganz intensives Maskengebiet das Sarganserland, in welchem die meisten Holzmasken allerdings von Flums (mit den verstorbenen Schnitzern Gassner und Stoop, von denen der erstere sich während seiner Wanderzeit in Süddeutschland aufhielt; ein Zusammenhang seiner Masken mit den süddeutschen ist ja ganz offensichtlich) und von Bärschis stammen. Die Tradition des Tragens von Holzmasken hat aber auch hier bedenklich abgenommen; es gehören die Walenstadter Gemeindelarven eigentlich zu den wenigen noch wirklich getragenen Holzmasken. Dann das Lötschental mit seinen derb-urwüchsigen und mächtig wilden Grossmasken, die sogar aus borkiger Rinde gebildet sein können. Einsiedeln hat seit ungefähr der Jahrhundertwende die Sühudi-Masken, die auch in der Machart ihrem Namen alle Ehre bereiten. Einen eigenartigen, etwas primitiven, aber dennoch eindrucklichen Zug weisen die Masken aus den Kan-

tonen Zug und Luzern auf, in denen der Typus der Fritschi-Figur oft durchschimmert; daneben spielen Tod und Teufel eine grosse Rolle; es ist, als ob der alte Spielcharakter der Luzerner Osterspiele in Nachwirkungen zu spüren sei. Die Basler Larven führen uns in die neueste Zeit; es sind, wie es sich für Basel gehört, originelle und individuelle Schöpfungen aus einer Papiermaché-Masse. Maskenschnitzer aus Liebhaberei hat es je und je gegeben, auch dort, wo keine nachweisbare Maskentradition besteht. Ein solcher Schnitzer ist Willi im bündnerischen Domat/Ems; seine Masken sind Groteskmasken von ausserordentlich starkem Eindruck. Aber es ist zu betonen, dass die gelegentlich zu findende Bezeichnung «Masken aus Graubünden» oder gar «alte Bündner Masken» einen falschen Eindruck erweckt: es sind und bleiben rein individuelle Schöpfungen eines Maskenkünstlers. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, müssen wir übrigens auch gestehen, dass einige von unseren «urtümlichen» Lötschentaler Masken gar nicht getragen werden können und Neuschöpfungen von modernen Schnitzern sind, hergestellt zum Verkauf an Fremde.

Wir wollten das winterliche Brauchtum aber nicht nur anhand der Masken zeigen, sondern auch durch weitere Äusserungen. Wir haben ein schönes Beispiel des «Chlausezüg», des Appenzeller Christbaumes, der eine Art von Lebkuchenturm darstellt und in einem Holznapf aufgebaut wird. Gebäcke zur Weihnachtszeit sind überall bekannt, seien es nun Lebkuchen und Biber oder Änisbrötli und Tirggeli. Ihre Darstellungen tragen häufig weihnachtlichen Charakter. Eine hübsche Gruppe bilden die Tirggeli, welche den Klaus als Christbaumbringer darstellen. Die «Grättimannen» für den Niklausestag sind nicht nur aus Basel bekannt, sondern auch aus anderen Orten der Schweiz. Dem «Niklaus» wurden früher ebenfalls Kerbhölzer als Ausweise abgegeben, die «Niklaus-Beilen», auf denen die Anzahl der gebeteten Vaterunser und Rosenkränze verzeichnet waren. Da angenommen wurde, dass die Kinder während des Gebetes «brav» seien, galten sie zugleich als sicherer Ausweis für Wohlverhalten. Schon sehr «geschäftsbuchmässig» mutet es an, wenn anstelle der Kerbhölzer kleine Heftlein treten, in die mit Bleistiftstrichen die Gebete eingetragen wurden, welche man während der Freizeit in der Schule sprach. Im Kanton Zürich war es früher Sitte, dass um den Klaustag herum die Kinder von ihren Paten ein Geschenk erhielten, das sogenannte «Guete Jahr», das in einem besonders schön geflochtenen Körbchen, bedeckt mit einem ebenfalls besonders schönen Tüchlein, von den Dienstboten ins Haus der Göttikinder getragen wurde. Aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind einige handgeschriebene und gemalte Neujahrswünsche ausgestellt; sie können auch mit ausgeschnittenen Mustern geschmückt werden oder aus geklebten Sträusschen bestehen. Am Dreikönigstag gab und gibt es immer noch Umzüge der Sternsinger mit ihren Liedern, oder dann konnte man auch spielähnliche Dreikönigsdarstellungen

sehen. Aus dem Lötschental haben wir ein «Chinigross», ein Scheinpferd, mit seinem Reiter, das diesem Brauchtum angehört.

Zur Fastnachtszeit gehören nicht nur die Masken, sondern auch die Feuer, an denen dann die Fackeln angezündet werden. Man geht mit diesen Fackeln etwa in einem langen Zug zu einer Wiese, schwingt sie dort im Kreise und wirft sie endlich weg. Am Feuer werden auch die Scheiben, die kleinen runden oder viereckigen Holzbrettlein, angeglüht, indem man sie an der Spitze eines langen Steckens hineinhält und sie dreht. Sie werden dann von einem Abschlagbock mit Schwung einen Abhang hinuntergeschleudert, wobei früher jede Scheibe mit einem Spruch einer geachteten oder geliebten Person gewidmet war. Auch der Lärm gehört zur Fastnacht: Pritschen, Rät-schen, Knarren, «Klefeldi» legen davon Zeugnis ab. Die Fastnacht ist ferner die Zeit ganz bestimmter Gebäcke: der Fastnachtsküchlein, Krapfen (häufig mit einer Birnen- und Nussteigmasse gefüllt) und «Schlüfchüechli». Für Basel sind die drei Ehrenzeichen, Vogel Gryff, Leu und Wildmann der Auftakt zur Fastnacht; auf Modeln finden sich ihre Darstellungen häufig. Am Ende der Fastnacht finden sich auch Gebäcke, die bereits in die Fastenzeit überleiten: die «Fastenwähen». Das Ende der Fastnacht und die kommende magere Fastenzeit mit den Schnecken als Fastenspeise zeigten früher im Bündner Oberland die eigentümlichen Rosenkränze aus Schneckenhäuschen an, mit denen die Kinder rasselnd umherspringen oder die von einer «Alten» im Fastnachtsspiel drohend geschwungen wurden.

Am Ende des Winters und am Beginn des Frühjahrs steht die Osterzeit. Bereits der Palmsonntag hat hie und da seine ihm eigenen Gebäcke, noch mehr dann aber Ostern selbst mit den Osterfladen und den Gebäcken in Tierformen. Im Lötschental wird das Spendbrot, die «Riejä», von den Spendherren gegessen; unser ausgestelltes Stück ist mit dem Jesusmonogramm geschmückt. Zur Osterzeit gehört auch allerhand Brauchtum, das an der Grenze zwischen dem weltlichen und dem kirchlichen Gebiet steht. Dahin ist das Auswerfen der Blanken in Beromünster zu zählen; das sind die 30 Silberlinge, um die Judas Jesum verraten hat; sie werden vom Judas unter die Schulknaben ausgeworfen. Am Karsamstag wird immer noch auf einigen Friedhöfen das Osterfeuer angezündet, aus alten aufgeschichteten Grabkreuzen; angeglühte Osterkohlenstücke werden mit nach Hause genommen und aufbewahrt; sie sind unheilabwehrend und gut gegen allerhand Krankheiten. Zu Ostern gehören natürlich auch die gefärbten Oster-eier, die früher etwa mit Jahreszahlen versehen und mit Sprüchen geschmückt waren und dann häufig als Minnegaben verehrt wurden.